

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

10 (17.3.1940)

Der Führer

AM SONNENTAG

Sonntag, den 17. März 1940

Folge 10 / Jahrgang 1940

Die deutsche Stadt Prag

Zum Jahrestag ihrer Rückkehr zum Reich / Von Karl Hans Strobl

Die Urkunde, die der Herzog Sobeslaw II. im Jahre 1178 zugunsten der Deutschen ausstellte, ist zugleich die erste, in der von Prag als von einer Stadtgründung die Rede ist.

Sie besagt: „Ich nehme die Deutschen, die unter der Burg Prag leben, in meine Gnade und meinen Schutz auf und will, daß sie, wie sie als Volk vertrieben sind von den Tscheden, so auch geschieden seien von den Tscheden in Recht und Brauch. Ich gewähre daher, ihnen zu leben nach dem Gesetz und dem Recht der Deutschen, das sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Bratislaw, innehaben — und wisset, daß die Deutschen freie Leute sind.“

Daß die Deutschen freie Leute sind, daß sie nach eigenem Gesetz und Brauch leben, ist also keine Neuerung aus den Zeiten des Herzogs Sobeslaw II., seine Urkunde bestätigt bloß vorhandene Verhältnisse aus Zeiten, die ungefähr hundert Jahre zurückliegen. Schon unter Bra-

tslaw sei, er hebt hervor, daß Prag aus „Stein und Kalk“ gebaut sei und wird wohl mit Bewunderung vor dem Muddbau auf dem Pragerstein gelanden haben. Für einen Pfennig kann man in Prag so viel Weizen kaufen, als man nötig hat, um ein Pferd einen Monat lang zu füttern, zehn Hühner kosten auch nicht mehr als einen Pfennig.

Die Deutschen verfügten über Kenntnisse in Handwerk und Künsten, die den Einheimischen noch vollkommen abgingen. Sie brachten dem Landesherren ganz andere Steuererträge ein als er seinen Hörigen abnehmen konnte. So war denn ihre rechtliche Sonderstellung auch vollkommen gerechtfertigt. Wenn ein Deutscher gegen einen Tscheden Klage erhebt, so mußte er zwei Tscheden und einen Deutschen als Zeugen bringen, und umgekehrt brauchte der Tschede zwei Deutsche und einen Tscheden als Zeugen gegen einen Deutschen. Die Deutschen sollten aber nur vor ihren deutschen Richter gezogen werden können, bloß Mord und Diebstahl kamen vor den Stuhl des herzoglichen Richters. Wieder erneuert jüngste Entwicklung nur einen Rechtszustand, der vor tausend Jahren schon in Prag herrschend war, daß deutsche Volksschlichter nur vor deutsche Gerichte gezogen werden können.

Die Tscheden unter den Przemysliden hielten denn auch weiterhin den deutschen Kurs ein. Ihr Hof war ganz von deutscher Kultur bestimmt und erfüllt, Wenzel I., der gegen Ende des 13. Jahrhunderts regierte, ist unter den deutschen Minnesängern der Maneschen Niederhandschrift zu finden. Er singt in deutscher Sprache. An seinem Hof weilt Keimar von Zwettl jedes Jahre als Gast, am Hof Przemysl Dittolar II., dem sogar die deutsche Königskrone angetragen wird, dichtet der erste einheimische Dichter des Landes Ulrich von Eisenbach, der den Wein von Weimarer besingt. Jenen Eisenbacher, der noch heute unter den deutschen Weinen seiner der allerersten ist. Die deutsche Königskrone, die Przemysl Dittolar noch ausgeschlagen hat, errichtete rund hundert Jahre später auf dem Haupt seines Nachfolgers aus dem Geschlecht der Luxemburger, Karls IV. in hellstem Glanz. Unter diesem gewaltigen, politisch weitschauenden, tatkräftigen Herrscher, zugleich einer lebensfreundlichen Künstlernatur wuchs Prag zur Weltstadt heran. Mit den Gedanken des Westens und der Liebe zu seiner Kultur erfüllt, machte er aus dem verödeten und verfallenen Prag in wenigen Jahrzehnten eine glanzvolle Weltstadt, aber die Kräfte, deren er sich zu ihrem Aufbau bediente, waren fast durchaus deutscher Herkunft. Nach dem französischen Meister Mathias von Arras, baute Peter Parler von Gmünd den Weisdom weiter, er stellte in die engen Gassen Prags seine anderen herrlichen Kirchen, er überspannte den Strom mit der feineren Brücke, einem Wunderwerk der damaligen Welt, seine Steinmetzen und Handlanger, die Goldschmiede und Waffenschmiede, die Maler und Bildhauer feinerzeit sind, wie die Kunstschüler des größten Teil Deutschen. Wenn Prag das Ansehen einer deutschen Stadt gewonnen hat, das sich benachteiligt wählte, so diente er sich auch unter Karl IV. nur so lange, als ihm die mächtige Faust eines großen Königs zum Gehörsam-

zwang, um unter seinem schwachen Nachfolger Wenzel II. dann in helle Empörung auszubrechen. Der Wortführer dieses grolligen Hoffes wurde Johannes aus, ein persönlich untadeliger Mann, aber ein so erbitterter Gegner der Deutschen als nur je einer gelebt hat. Die Brandfackel der Hussitenkriege entzündet nicht nur Böhmen, sondern auch das benachbarte Deutschland und wurde bis weit in das Reich hinein getragen. Aber für Böhmen selbst wurden diese Jahrzehnte eines tschechischen National-Vollstehens zu unheilvollem Verhängnis. Blinde Wut vernichtete nicht bloß unerlebbare deutsche, sondern auch eigene Kulturgüter, die Prager Universität, Karls IV. großartige Stiftung von europäischer Bedeutung, verödete und wurde eine armselige Provinzschule.

Erst als der Habsburger Rudolf II. auf dem Pragerstein zu Prag sah, nahm die Stadt wieder neuen Aufschwung zu europäischer Geltung. Aus dem gotischen Prag Karls IV. wurde unter ihm ein Prag der Renaissance, doch nicht so, daß sich die neue Schicht defend über die alte gelagert hätte. Zu mächtig war der Geist der Deutschen, der sich durch Karl IV. dieser Stadt bemächtigt hatte, als daß ihm hätte die Führung entziffen werden können. Rudolf II. war auch kein Bauherr großen Stils, wie es Karl IV. gewesen war. So trug er auf dem Pragerstein eine sogenannte Kunstkammer zusammen, in der neben erlebtenen Kostbarkeiten der Kunst und des Kunsthandwerks auch viel Kram enthalten war, wie er dem Geschmack der Zeit an Verwunderlichem entsprach. Das Gold, das er für seine Neigungen brauchte, sollten ihm die Alchimisten liefern, deren kleine Hänchen noch heute das Goldmachergeschick auf dem Pragerstein säumen.

Wieder zerfiel ein großer Krieg, der Dreißigjährige, alle vorhandenen Anlässe zu neuer Wüste, und wieder war Prag Ausgangspunkt des Unheils und sein Ursprung in den Anfängen nicht zum kleinsten Teil die Gegenkraft gegen deutsche Sendung und Weltgestaltung.

Als dann der in Prag entzündete Brand erloschen war und der Wiener Hof über Prag gesiegt hatte, wurde Prag nicht mehr zum Wohlfühl eines Herrschers. An seine Stelle trat der Adel, und nun erlebte die Stadt eine zweite Wüste, die kein Geschäft neben dem gotischen Grundbesitz bestimmte. Der reich begüterte böhmische Adel, zum größten Teil deutscher Herkunft oder wenigstens deutschem Kulturreinfluss erschlossen, machte nun Prag zu seiner Stadt und wollte ihr all den Glanz, der ihr durch das Festhalten einer Hofhaltung entging, aus eigener Kraft schenken. Neben den Adel trat mit ihren reichen Mitteln und ihrer weltlichen Eitelkeit die Kirche. So wuchs in und neben dem gotischen Prag die barocke Stadt Prag heran und es war ein deutsches Barock, das die schönsten seiner Wandgemälde der fränkischen Baumeisterfamilie Dienzenhofer, namentlich Kilian Janoz Dienzenhofer, einem der genialsten Baumeister aller Zeiten verdankt.

In diesem deutschen Prag nun vollzieht sich die Wiegeburt des tschechischen Volkstums. Es regt sich nach jahrhundertelanger Bedeutungslosigkeit, und Deutsche sind es vor allem, die ihm bei diesem Erlernen beistehen und voll Begleitung Hilfe angeben lassen. Verder erkennt die Werte der tschechischen Volkspoesie, Fouane, Brentano, Ebert und andere deutsche Dichter bearbeiteten Stoffe der tschechischen Sage und bereiteten für ihre Dichtungen, ja eine Fälschung wie Wenzel Sautas Königinhofers Handschrift wird von Goethe begrüßt und von Jakob Grimm für voll genommen.

Aber all diese deutsche Freunde an einem sich wieder regenden, eigenständigen Volkstum, vermag nichts gegen den Haß der Jahrhunderte, der immer wieder losbricht und der die Deutschen gerade deshalb verfolgt, weil ihnen das tschechische Volk so viel verdankt. Wieder hat das tschechische Volk zu seinem Unheil das entscheidende Gesetz seiner Geschichte verkannt, das von ihm verlangt, die Schicksalsgemeinschaft mit dem deutschen Volk in mittel-europäischen Raum zu einer friedlichen Wahrheit zu machen.

Es mußte erst die Standarte des Führers auf dem Pragerstein aufgezogen werden, um zunächst wenigstens den Einheimischen zum Bewußtsein zu bringen, daß das tschechische Volk keine Sendung nur mit den Deutschen, nie aber gegen sie erfüllen kann.

Für Badens Ruhm und Ehre

In dem Tagebuch des Grafen Wilhelm von Hochberg, des Führers der badischen Felddivision im Feldzug 1812 in Rußland lesen wir unter dem 7. Dezember: „Dies war der schrecklichste Tag meines Lebens. Die Kälte war auf 30 Grad gestiegen. Als ich 3 Uhr morgens das Signal zum Abmarsch geben wollte, war der letzte Tambour erloschen. Kaum 50 Leute konnte ich zusammenbringen, der Rest von 2-300 lag erstarrt auf dem Boden. Jetzt ließ ich die Fahnen von den Stangen schneiden und gab sie, während ich die Leisten verbrennen ließ, einigen Unteroffizieren um den Leib. Die Feldwebel Janion und Philipp trugen jene des Leibregiments.“

Nur noch Bruchstücke sind heute von diesen ruhmreichen Fahnen erhalten, die einst den tapferen badischen Regimentern stolz voranflatterten. Vom Tuch bemahren wir einige Begegnung und dazu die Offenbar von einer Kugel geschlagene Spitze im Armeemuseum in Karlsruhe auf. Die Fahnen sind durch den operativen Einsatz der Söhne des Landes vor dem Zugriff des Feindes gerettet worden, wenn sie auch ihren prunkvollen Schmuck oft einbüßen mußten. Jeder badische Grenadier hätte



Die Fahne der 109er
Aus „Badische Fahnen und Standarten“, Armeemuseum, Karlsruhe.

tausendmal sein Leben für die Fahne in die Schanze geschlagen, auf die er seinen Schwur geleistet hatte. Die an ähnlichen Waffentaten überall, wo badische Soldaten im Laufe der Geschichte zum Einsatz kamen, wahrhaft nicht arme Soldatengeschichte des Gauces an Dberzeln weiß Beispiele genug von solcher tapferen Haltung auf. Aus Rußland, aus Holland, aus Frankreich, aus Spanien kamen die Krieger, heim in ihre Heimat und waren sie auch zerlumpt, aber frisch und oft unter der schlechten Fürsorge fremder Fürken heruntergekommen, holz brachten sie ihre Fahnen mit heim. Und wenn es auch nur noch die Spitze der Fahne war, die sie hatten retten können, wie bei der in den Feldzügen 1806/07, 1809, 1812, 1813, 1814, 1815, 1849 und 1870/71 hart mitgenommenen Fahne der 109er, so war mit diesem kleinen Teil die Ehre des Soldaten gerettet. Auch die Fahnen trugen nach den Kämpfen die deutlichen Spuren der Schlachten, durch die sie getragen wurden, aber sie sprachen gleichzeitig eine deutsche Sprache von den heldenhaften Taten der unter ihnen kämpfenden Krieger. Wohl ist in die Reihe der uns aus den früheren Kriegen erhaltenen Fahnen manche Lücke gerissen, aber nicht weil sie in die Hand des Feindes fielen. War mancher der tapferen Fahnenträger liegt mit dem Fahnenstück umgürtet irgendwo in fremder Erde. Treu ihrem Eid auf das heilige Symbol ihres Soldatentums haben sie es verteidigt bis zum letzten Atemzug. „Sterbend lag der Junker Dornbluth am Boden, der des II. Bataillons Fahne trug. Kühn ergriff sie von Angela umlauernde Junferweibe, der Fahnenträger des I. Bataillons. Doch gleich darauf riß sie das feindliche Feuer in Stücke. Standhaft raffte jeder zusammen, was er fand. Zweimal wurde die Bedeckung der Fahnen durch Kartätschenfeuer zu Boden geschmettert. Nach der Schlacht legten wir die Fahnenstücke wieder sorgfältig zusammen“ heißt es in einem Bericht von der Schlacht von Talavera am 28. Dezember 1809 in Spanien. So sind die Ruhmestaten der Söhne unferer Heimat und die Geschichte der Fahnen, unter denen sie kämpften, auf ewig ungetrenntlich miteinander verbunden.

Fahnen haben ihre Schicksale wie Menschen und ihre Geschichte ist verbunden mit der Geschichte der Soldaten und der Soldaten. Deswegen gebührt jeder Fahne die nötige Achtung, denn sie ist der Kamerad eines jeden Soldaten, dem er bis zum Tode treu ist. Diese Achtung brachten die badischen Nationalsozialisten im Mai des Jahres 1933 den alten, ruhmreichen Fahnen ihrer Soldaten entgegen, als sie diese auf Anregung des Gauleiters, von Ettlingen, wohin man sie vor dem drohenden Zugriff der Franzosen im Jahre 1918 gebracht hatte, unter dem Jubel der Bevölkerung ins Schloß der Landesaufsicht bringen ließen. Neue Fahnen hattern dem neuen starken Deer voraus und wenn sie dem Soldaten auch nicht mehr in der Schlacht vorangetragen werden, so sind sie doch das heilige Symbol, auf das er seinen Eid schwor. Doch wenn sie im Sturmwind knattern, so blüht jeder gläubig zu ihnen auf, denn ihr helles Red heißt Sieg!
G. Röhrdanz



Das Eingangstor zur Prager Burg, ein prachtvolles Beispiel alter deutscher Handwerkskunst, die viele der schönsten Bauten in Prag ziert

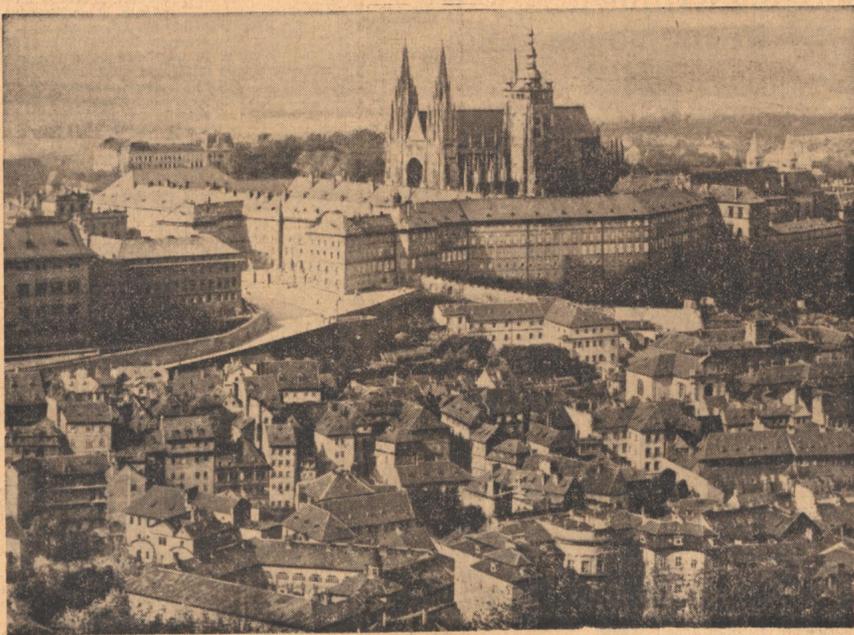
klaw also, siedelten Deutsche an den Ufern der Moldau in dem Marktviertel unter der Burg und ihre Bedeutung war groß genug, um den klugen Herrscher zu veranlassen, ihnen eine Ausnahmestellung einzuräumen.

Zwei Burgen bestimmten damals die politische Verhältnisse, auf freiem gegen den Strom abfallendem Felsen der Wylschegrad — in dessen vertrautem Bezirk in späterer Dornroschenzeit eine der schönsten Novellen Ferdinands von Saar spielt, der „Junoens“ — und ein Stück weiter stromab auf breit hingelagerter Hügel der Pragerstein. Auf dem Pragerstein hatte sich Jaromir Weibard festgesetzt und hielt die Partei des Papstes und verlagte dem Bruder den Gehorham. Da baute Bratislaw, durch diese Gegnerschaft des Bruders immer mehr zur Partei des Kaisers gedrängt, auf dem Wylschegrad eine Wallfahrtskirche, die ein Domkapitel und errichtete eine Burg. Wahrscheinlich hat erst Bratislaw seiner Truhburg den Namen Wylschegrad, das ist obere Burg, gegeben, dadurch nicht bloß ihre obere Lage am Strom, sondern auch seine höheren Wachenprünge bezeichnend. Bratislaw Parteinarbeit für den Kaiser trug ihm zu Regensburg 1086 die Königskrone ein. Und die deutschen Kaufleute unten in dem Marktviertel mögen ihm wichtig genug erschienen sein, sich durch Sonderrechte auch ihrer Unterstützung zu verschern.

Geschichtlicher Beweis steht ein Gesetz des tschechischen Schicksals außer Zweifel: immer dann, wenn die Führung des tschechischen Volkes friedliche Einigung und nachbarschaftliches Vertrauen mit den Deutschen dem Hader und Haß vorzog, war es zum Vorteil des Landes und blühender Wohlstand die Folge.

Wie lange schon vor Bratislaw die Deutschen in den Märkten unter der Burg oder unter den Burgen siedelten, ist nicht mehr festzustellen. Sie mögen aber bald nach den Anfängen der Siedlung selbst dort bereits ihre Waren zum Kauf angeboten haben. Die deutsche Sprache war schon die Sprache der Vornehmen im Lande.

In dem Jahre 973, da ein Deutscher als erster Bischof in Prag einzog, besuchte ein spanisch-lübischer Kaufmann, namens Ibrahim ibn Jafab, das nun offenbar schon als Handelsplatz weltlich bekannte Prag. Er kann sich nicht genug über das lebhaft betriebene in diesem Marktviertel wundern, er betont, daß Prag ein lustiger



Die Prager Burg, die sich als Wahrzeichen der böhmischen Hauptstadt über der Moldau erhebt, mit der Prager Altstadt im Vordergrund
Aufn.: Archiv (2)

Der Onkel in Frankfurt

Von Franz Hirtler

„Gräßlich soll ich?“ sagte Doktor Felix Lanz vergnügt. „Gerne tu ich's, wenn ihr mir gestattet, selbst der Held meiner Geschichte zu sein. Meine liebe Frau sagt ja oft, ich sei ein Glückseliger. Es ist etwas daran — unberufen! Ist es aber mit dem Glück nicht eine besondere Sache? Ich meine: ein richtiges Glück erlebt nur der, dem es un-erwartet und unverdient ins Haus kommt. Das, was man so mit Arbeit und Geduld sich zusammengehauten kann, das macht freilich Freude. Aber eigentlich denkt jeder dabei, daß das Schicksal einem dies alles sozusagen schuldig gewesen sei. Das rechte Glück scheint einem der Zufall, den man vielleicht mit Unrecht blind nennt. Der Zufall wandelt will es mir erscheinen, als sei doch Sinn und Absicht in dem Geschehen, die mir dem Zufall anhängen. Man darf die Welt eben nicht immer nur vom Standpunkt nüchternen Vernunft aus betrachten! Ist überhaupt Nüchternheit jetzt am Platze, da wir so vergnügt beisammen sitzen? Ich will von der kleinen wertwürdigen Reise erzählen, die ich unternahm nach glücklich beendeten Examen. Grete, fällen Sie die Gläser und stellen Sie noch einige Flaschen bereit. Es steht jedermann, den meine Geschichte langweilen sollte, frei, sich privatim mit seinem Weinglas zu unterhalten.“

Die kleine Gesellschaft saß am Wein der röstlichen Tischlampe. Der Erzähler schauteersonnen einige Augenblicke vor sich hin, während die Gläser gefüllt wurden, trank dann mit einem schalkhaften Augenzwinkern gegen seine Frau einen kleinen Schluck. Er spürte die angenehme Wirkung des köstlichen Weins, der jede Schwermüdigkeit im Denken vertrieb und die Zunge zum Sprechen geschmeidig machte. Man trank ihm zu und ermunterte ihn zu beginnen.

„Mit dem letzten Weide, das mir noch übrig war vom Erbe meines Vaters, wollte ich nach meinem Examen eine Reise an den Rhein und den Alpen unternehmen. Ich hatte mir die Adressen einiger Verwandten und Freunde meines Vaters ausnotiert und erwartete schöne Tage. Mein bisheriges abstraktes Verhältnis zum Weine, wie es sich in meiner Doktorarbeit über die Entzündung des Weinhauts geäußert hatte, sollte sich nun voranschreitend immer gelassener, und ich freute mich darauf, einige der Gegenden kennen zu lernen, in denen Rebenstöcke aus dem Boden ebenen Saft in das Rost der Sonne heben, und in Abmenschauen wußte ich eine Wase entfernter Gräber, die mir bei ihrem kurzen Besuch in meiner Mühn-geher Heimat sehr gut gefallen hatte. Ihr, die ich aus gewissen Gründen Leonie nennen will, hatte ich geschrieben, daß ich kommen werde. Ich reiste also über Würzburg und Altschaffsburg gemächlich den Rhein hinunter, abwechselnd zu Fuß und mit der Bahn. Man hat die herrliche festliche Landschaft nicht erlebt, wenn man nicht den Rest ihres Weines gekostet hat. Der Wein ist der Geist dieser wunderbaren hübschen Gegend. In Altschaffsburg war ich einige Tage bei der Schwester meiner Mutter. Man häßelte mich, als sei ich auf der Wanderschaft zu Leonie, empfahl mir einige weitere Bekannte aufzusuchen, deren Wohnung man mir nannte. Vor dem Stiefvater meines Vaters, der in Frankfurt wohnte, erwartete man mich, er sei ein weltweiser Sonderling, der jeden Besucher unter der Tischplatte abfertige, weil er die ganze Verwandtschaft als eine Bande von Erbfeindern betrachte. Nun, das merkte ich mir gut. Ich dachte nicht ans Erben in Frankfurt, eher schon ans Werden in Abmenschauen. Aber ich hatte keine gute Unternehmungskraft, wenn ich einen netten Reisebegleiter, der sich als Ingenieur ausgab, und mit reichlichem Neugierde zum Vergnügen reiste. Er kam aus dem Böhmen, sprach nur gebrochen deutsch; wir verständigten uns aber ganz gut. Da wir etwa im gleichen Alter waren und mit unfernen Willensgeister einander ähnlich sahen, konnten wir als Brüder gelten, wenn der Böhme nicht einen scheuen und unsicheren Blick gehabt hätte. Wir wanderten den Rhein entlang, luden auch einmal mit einem der Flüsse, die den Rhein hinabziehen und übermündeten gemeinsam in kleinen Dorfgebäuden. Es waren köstliche herrliche Tage. Da gelang es, daß der Böhme eines Morgens kurz vor dem Aufbruch über die Alpen zu reisen, war sein Brevier bereits leer, und drunten in der Wirtshaus erfuhr ich, daß mein Begleiter bereits in aller Frühe abgereist sei. Das war so sonderbar, daß ich Verdacht schöpfte und meine Reisekasse revidierte. Es fehlte mir aber nichts. In der sonderbaren Kasse hatte sogar die ganze Rechnung für uns beide beschriftet. Erst als ich vor dem Anbruch meine Sachen nochmals unteruchte, entdeckte ich, daß mein Reisepaß fehlte. Das war nun nicht gerade schlimm. Man konnte doch im deutschen Land ganz gut ohne Paß-riere durchkommen. Was aber hatte der Böhme mit meinem Paß vor? Ich dachte, daß er wohl etwas auf dem Kerbholz hatte und nun mit meinem Paß einreisen wollte. Ich ließ den Sachverhalt erzählen, wurde die Kasse und ich selbst nahm mir vor, seine Angelegenheiten zu klären, weil ich hoffte, den Ausreißer noch zu treffen. Wir hatten unsere weitere Richtung schon am Tage vorher besprochen. So wanderte ich ahnungslos meine Wege, fragte da und dort in Wirtshäusern nach meinem verführerischen Begleiter, ohne jedoch Erfolg zu haben. Als ich nun mit der Bahn in Frankfurt ankam, wurde ich von einem der dort Wache haltenden Kriminalbeamten angehalten, nach Name, Herkunft und Reiseziel gefragt. Ich antwortete mit heiterer Ueberlegenheit. Als er aber Ausweispaß verlangte, erlief ich mich. Er sagte, daß ich ihm, daß mit mein Reisepaß verloren gegangen oder gestohlen worden sei. Da sagte der Mann spöttisch, nahm mich mit auf die Wache, wo man bei der Durchsicherung meiner Kleider und der Reisekasse den Paß des Wenzel Tomatz fand. „Wir haben ihn!“, rief der Beamte erregt, und meine Erklärung, dies sei gar nicht mein Paß, sondern der des verschwundenen Reisebegleiters, wurde mit Sohn beantwortet: „Geh, Sie sind nicht der Wenzel Tomatz. Ein Böhme kann es treffen, daß der Paß falsch ist! Wollen Sie noch leugnen, daß Sie der Max Perl sind und in Prag 50 000 Kronen erbschaftlich haben, ganz abgesehen von den anderen Vermögenswerten?“ Ich war karr. Ich versicherte, daß ich der Doktor Felix Lanz aus München sei. Ich bedauerte die Beamten, daß ich ein barmherziger Herrchen sei, der sei und niemandem hergeben hätte. Mein Hinweis auf das geringe Reisegeld, das ich bei mir führte, wurde lachend abgemittelt: „Das kennen wir!“ Ich wurde nun wirklich in eine Zelle des Untersuchungsgefängnisses gesperrt und überlasse es euch, meine Stimmung selbst auszumalen. Der autmütige Gefangenenerzähler erzählte mir, daß auf die Ergreifung des Max Perl eine hohe Belohnung ausgesetzt sei. Nun verstand ich den Eifer und die Freude der Beamten. Aber da sie so ihres Erfolges sicher waren, hatte ich wenig Hoffnung, daß sie in München anfragen würden, ob dort ein Felix Lanz bekannt sei. Auf jeden Fall durfte ich nicht erwarten, daß sie dies mit besonderer Eile tun würden. So ließ ich trübselig bei meinem Wasserkrug, dachte an Abmenschauen und die hübsche Wase Leonie und wurde in der langen schlaflosen

Nacht so verwirrt in meinem Kopf, daß ich schließlich an meiner Person irre wurde und zweifelte, ob ich nicht wirklich doch der Hochkapler Max Perl sei. Gegen Morgen aber kam mir ein rettender Gedanke, an den ich nun meine Hoffnung klammerte. Es fiel mir der Onkel ein, der ja in Frankfurt wohnte und vor dem mich die Verwandten gewarnt hatten. Er kannte mich freilich nicht, und ich hatte ihn nie gesehen. Außerdem galt er ja als Sonderling. Aber was blieb mir anderes übrig, als seine Hilfe anzurufen! Als man mir die Morgenhuppe brachte, verlangte ich nochmals vorgelesen zu werden. Die ganze Sache ging schneller, als ich erwartet hatte. Um elf Uhr trat mit dem Polizeidirektor ein weißhaariger schlanter Herr in meine Zelle. Er blinzelte mich vergnügt und hobt an. Ich ging auf ihn zu, wollte sprechen, aber er kam mir zuvor:

„Na, Junge, du hast es weit gebracht! Du hast Befehl gefälligst, hast christliche Jungfern und Witwen unter dem Vorzeichen der Ehe um hohe Summen betrogen. Nun steht du deiner Verurteilung und jahrelanger Unschuldsmachung in den Appartements dieses Staatsgefängnisses entgegen. Ich aber, dein Onkel, bin hierhergekommen, um dir den Rest der Familie zu überbringen. Du bist hiermit ausgeschlossen aus der Gemeinschaft jener Leute, die den Namen Lanz in Ehren tragen.“ Er hielt inne, denn ich war, da ich den tollsten Humor dieser Ausrede nicht begriff, mit entsetzlichen Gesicht auf die Prütze zurückgefallen. Er lachte und fagerte vergnügt. Dann fuhr er fort: „Leider ist es nicht möglich, dir die äußeren Abzeichen der Zugehörigkeit zur Familie Lanz abzunehmen: Dein Gesicht verrät allzu deutlich, da du der Sohn meines Vaters bist. Ein Glück, daß er keine Anstaltung nicht mehr erlebt hat. Trinke Wasser und tue Ruhe. Es ist gut, wenn man dich nicht allzubald wieder herausläßt aus dieser Erziehungskammer. Du wirst niemals zu den Bewanten kommen, dein Onkel beerden zu wollen! Du bist von vornherein ausgeschlossen und ererbt. Meine Schätze werden schon längst aufgeteilt sein unter der Sippe, wenn du schon so hochzuliegen wie der alte Dohr aus diesem Verlies emporkriechst!“

Der Polizeidirektor, der hinter ihm stand, preßte die Lippen zusammen. Seine Augen aber konnten die Heiterkeit nicht verbergen, die dabei daran war herauszuspielen. Ich durchschaute endlich den teuflischen Spaß, den sich der Onkel mit mir erlaubte, und lachte laut auf.

Der Giftmordversuch

Von Richard Segau

Im Hause des vielbeschäftigten jungen Architekten Kern war eben das erste Wädel zur Welt gekommen. Das bedeutete Jubel, aber auch nicht geringe Sorge. Vor dem Weltkrieg mußten die jungen Frauen aus wohlhabenden Familien wenig Beschäftigung und Einkommensquellen haben. Doch nun dem auserlesenen Menschenkind. Man setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um solch ein Juwel ausfindig zu machen. — Das Schicksal ergab sich gnädig. Alle Tugenden der Erde schen — nach ihren Zeugnissen wenigstens — Genoveva in sich zu vereinigen. Ein wenig betagt war sie allerdings — vergreift schalt sie ein schonungsloser Freund. Aber dafür besaß sie Erfahrung, ein Wissen um die Wartung solch winziger Erdensöhne, vor dem man sich nur in Ehrfurcht beugen konnte. Und Kerns beglückte sich tiefer und unablässiger, als sie es zuvor getan hatten, dankbar, eine solche Perle gefällig zu haben. Das es eine solche Perle war, erkannte sie leider zu spät.

Wenig Jahren innangewandte Genoveva das ganze Haus in unabhängigem Herrschaft, der immer größer werdenden Formen annahm, voll Willkür und Eifer. Und um des Kindes willen ertrag das junge Paar das Martrium. Aber die Dienboten begannen rebellisch zu werden. Sie wußten den Drachen — wie sie die Alte respektvoll nannten — darin, wo der Pfeffer wächst. Und dieser Wunsch verdrängte sich zu Taten, die eine Katastrophe heraufbeschworen.

Wie die Nachgeburt einer antiken Tragödie erschien eines Tages Genoveva im Arbeitszimmer des Hausherrn, fesselt vor Erregung, wohl zum erstenmal in ihrem Leben der Sprache nicht mächtig. Und sie ludelte mit ihrer runzeligen Hand, die um ein glänzendes Gefäß gefüllt war, dem von seinem Reißbrett aufstehenden Kernt den Kopf. Er wies unter empörten und drohenden Ausrufen auf die trübe Flüssigkeit in der Arzneiflasche. Endlich öffnete sich die Schleusen ihrer Veredelmacht wieder. „Komplot! ... Verbrechen! ... Gift! ... Mordversuch! ...“ Der Wortschatz eines hinterreppentromans prasselte auf Kern hernieder. Unter Aufwand allen

Da streckte er mir die Hand hin: „Sei gegrüßt, lieber Neffe. Es freut mich, dich unter so heiteren Umständen kennen zu lernen!“

Der Polizeidirektor sprach sein Bedauern aus, stellte aber doch einige vorläufige Fragen, die ich in Gegenwart des Onkels beantworten mußte. Und dann war ich frei. Der Onkel lud mich zum Mittagessen ein. Diese Speise war noch keinem aus der Verwandtschaft ausgeteilt worden. Was glaubst du? Er zeigte sich mir von der besten Seite. Seine Worte verrieten, daß es ihn freute, einen aus der Sippe auf so originelle Weise kennen gelernt zu haben. Die anderen waren gekommen mit Blasen, heuchlerischen Gefächeln, verlängerter Teilnahme an seinem Alleinsein und mit zärtlicher Fürsorge. „Ich brauche keine Teilnahme, keine Zärtlichkeit, Felix!“ schrie er vergnügt. „Ich bin nicht allein, ich habe eine vorzügliche Haushälterin — und im Keller einen Schatz!“ Nun ich lernte die treffliche Haushälterin und den Schatz im Keller kennen. Der Onkel zeigte sich von einer heiteren Lebensmüdigkeit, die niemand von ihm erwartet hätte. Im Keller seines behaglich eingerichteten Hauses lag der Schatz, von dem er mir gesprochen hatte. Wein aus fast allen deutschen Weinländern. Nun dürft ihr nicht denken, daß sich der Onkel den dummen Spaß erlauben wollte, mich durch die Proben aus seinem Keller betrunken zu machen. Das tut kein wahrer Freund des Weines. Drei Wochen blieb ich bei dem trefflichen Onkel. Er schimpfte wenig mehr über die erblichende Sippe, er behandelte mich zuletzt wie seinen Sohn. Eines Tages errieten wir durch die Polizei die Nachricht, daß Max Perl an der Grenze verhaftet worden sei. Meinem Paß brachte mir der Polizeidirektor selbst zurück. Das gab dem Onkel den Anlaß zu einem kleinen Fest, zu dem noch einige Gäste geladen wurden. Wir tranken von den erlesenen Tropfen aus des Onkels Keller. Der gute alte Herr war in ausgelassener Stimmung. Als aber um Mitternacht die Gäste gegangen waren, wurde er plötzlich aufgeräumt und ernst. Er nahm meine Hand und sagte: „Du sollst es nun wissen, Felix, daß ich dich zu meinem Erben bestimmt habe. Das Testament ist geschrieben und bereits hinterlegt.“ Dann als ich tiefbetend seine Hände drückte, lächelte er: „So mußte es also kommen, daß ich meinen Erben aus dem Gefängnis holen mußte.“

Das ist die Geschichte. Der gute Onkel ist seit einem Jahr tot. Sein häßliches Vermögen und seinen kostbaren Schatz habe ich geerbt. Wir trinken von seinem Wein, liebe Freunde! ... Der Erzähler ergriff das Glas und trank einen stillen Schluck des Gedenkens. Die Gäste folgten schweigend seinem Beispiel.

„Aber die Wase in Abmenschauen?“ fragte eine muntere Mädchenstimme. „Darf man davon nichts erfahren?“

Der Doktor lachte: „Die Wase in Abmenschauen? Sie soll es selbst erzählen wie wir uns fanden!“ Er nickte mit erhobenem Glas seiner jungen Frau zu.



Albrecht Dürer „Der Spaziergang“ (um 1495) Aus der augenblicklich im Karlsruher Kunstverein gezeigten Ausstellung „Kunst aus städtischem Besitz“ Aufn.: Schmidt, Karlsruhe

um Zumwendung einer lebensfähigen Rente erludte, da sie durch die an ihr begangene Untat erwerbsunfähig geworden sei. Der Papierföhrer verlangte das halbtürige Getreidel. Und der Drache erschwand mehr und mehr dem Gedächtnis, bis Kern nach Monaten als Zeuge „in einer Unteruchungssache betr. Giftmordversuch“ geladen wurde.

Ein junger Mensch waltete selbstgefällig und unmaßbar seines Amtes. Das er mit Kern verfuhr, als ob er einen Verbrecher vor sich habe, erbeizete diesen zurecht. Sachlich wie er ihm den Widerstreit der Anzeige nach, die nun also doch von Genoveva erludet worden war, und legte zum Beweis der Darlosigkeit jenes Aliments seiner Dienboten das Untersuchungszeugnis des amtlichen Junititus vor. Aber der Jüngling am Schreibtisch lehnte sich mit einem keuschen Lächeln in seinen Sessel zurück und murkete den Zeugen von oben bis unten, mit einem Blick, der diesem die Galle ins Blut trieb. Sein Unmut genaug die Oberhand, und er machte sein Geld mehr aus seinem Erkennen, daß man wegen solch lächerlicher Bagatelle, um eines handgreiflichen Stingelkopfes oder Erpressungsversuchs einer unerkennbaren Operiererin, die Gerichtsmaschine in Gang setzte und ernste Männer von ihrer Arbeit wegholte. Man habe doch wahrlich Wichtigeres zu tun; er wenigstens! ...

„Sie verstehen die Sadlage vollkommen“, machte das Herrlein großartig und in geradezu majestätischer Ueberlegenheit. „Nicht als Zeuge wurden Sie im Grunde vorgeladen. Sie haben hier vielmehr vor mir, dem Untersuchungsrichter, als verdächtig, als dringend verdächtig der Teilnahme an einem Giftmordversuch.“

Das schlug dem Paß den Boden aus. Kern fuhr vor seinem Stuhl hoch. Wenig hätte gefehlt und sein Gegenüber hätte seine Faust zu führen bekommen. „Sind Sie bei Trost, Herr? Oder selbst unzurechnungsfähig? Schauen Sie sich künftighin besser an, wen Sie vor sich haben. Ich verbitte mir solche Sberze.“

Obne den jungen Mann mehr eines Blickes zu würdigen, ging Kern zur Tür. „Sie werden noch von mir hören.“ Niemand hielt ihn zurück. Schurzstrich fuhr er zur obersten Gerichtsbehörde und brachte dort eine Beschwörung vor, weitgehend vor Empörung. Man ludte ihn zu beruhigen, gab zu, daß der mit der Stellvertretung eines erkrankten Richters betraute Assessor seine Befugnisse offensichtlich überschritten und sich einer groben Unschicklichkeit schuldig gemacht habe, für die Genugtuung gegeben wurde. Und man hielt Wort; in einer Art und Weise, die einer verhehlten Verurteilung ein jähes Ende setzte und harmlose Menschen künftighin davon bewahrte, daß dieser Grad von Gottes Zorn fe ohne den Schimmer eines Grundes eines Verbrechens verdächtig.

Von Genoveva aber hat Kern niemals wieder gehört.

Badische Truppen in englischem Sold

Von Hermann Jacob

Das englische Volk mit seiner Krämerseele hat es von jeher verstanden, andere Völker für sich kämpfen und bluten zu lassen, oder wenn es nicht anders ging, etwaige Verpflichtungen zum Kriegsführen bezw. um Stellen von Truppen mit Geld abzulösen. Wie wir es heute erleben, war es auch in der Vergangenheit.

Es ist bekannt, daß England seine Erfolge in den Kriegen des 18. Jahrhunderts zum Teil deutschen Soldaten zu verdanken hat, die in englischem Sold stehend auf allen Kriegsschauplätzen Europas und der Kolonien für britische Interessen kämpften. Nicht zu übersehen ist dabei die Tatsache, daß der König von England oft gleichzeitig Herrscher des deutschen Kurfürstentums Hannover war. Es nahmen damals viele Deutsche, unter ihnen auch badische Landeskinder, fremdes Heilgeld.

Das aber auch einmal eine geschlossene badische Truppe gegen Verabingung England zur Verfügung gestellt wurde, dürfte weniger bekannt sein. Im 1. Koalitionskrieg stand nämlich ein bad. Bataillon als „englisches Subsidienkorps“ (1793—1795) in Holland in englischen Diensten. Diese Maßnahme darf allerdings nicht in den schmachvollen Soldatenverläufen des 18. Jahrhunderts nicht in Parallele gestellt werden. Die englische Sache war damals auch die deutsche. Es galt, einen gemeinamen Feind, Frankreich, zu bekämpfen. Und England war die Seele der Koalition gegen Frankreich geworden. Durch Abgabe zweier Infanterie-Bataillone, sowie einer Dragoon- und einer Kavallerie-Abteilung an das schwebische Kreisforps hatte Markgraf Karl Friedrich von Baden bereits seine Pflicht als deutscher Reichsfürst erfüllt. Diese schwebischen Kreis-truppen kämpften am Oberrhein. Wenn nun England die Bezahlung des Soldes und der Kriegskosten der über seine Verpflichtung hinaus gestellten Truppen übernahm, kam diese Maßnahme seinem Lande zugute. Karl Friedrich erhielt für jeden Mann eine einmalige Zahlung von 50 Kronen und für die laufende Jahre noch eine Sonderumstellung von 25 000 Kronen. Diese Beträge kamen dem badischen Staatshaushalt zugute.

Zu Beginn des 1. Koalitionskrieges konnte England keine seiner Stellung als Großmacht entsprechende Armee

stellen. Mitte April 1793 landete das englische Korps an der niederländischen Küste bei Dordrecht in einer Stärke von 5000 Mann. Von dem englischen Kabinett wurde daher mit deutschen Regierungen Unterhandlungen wegen Abgabe von Truppen in englischen Sold begonnen. Als die englische Armee unter dem Oberkommando des Herzogs von York schließlich land, bestanden ihr neben 8 600 Engländern noch 13 000 Hannoveraner, 12 000 Hessen-Kasseler, 3 000 Hessen-Darmstädter und 750 Badener an. Die englische Armee in einer Gesamtstärke von 37 350 Mann war also eigentlich nur dem Namen nach eine englische Armee; denn zu drei Viertel bestand sie aus deutschen Korps.

Am 21. September 1793 wurde mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden eine Konvention abgeschlossen, derzufolge Baden ein Bataillon zu 750 Mann stellte. Das 2. (Musketier-) Bataillon und die 1. Kompanie des 1. (Grenadier-) Bataillons des Leib-Infanterie-Regiments, zusammen 5 Kompanien, wurden zu einem Bataillon vereinigt, das noch mit 2 Geschützen ausgerüstet wurde. Ein englischer Kommissar mußerte das Bataillon in Karlsruhe. Am 29. Oktober 1793 marschierte das Bataillon in einer Stärke von 754 Mann unter Führung von Oberst von Freyheit aus der Garnison ab über Worms, Mainz, Koblenz, Tüttich, Brüssel und Tournay nach Ypern. Gegen Ende des Jahres 1793 traf es dort ein und wurde sofort der Armee des Herzogs von York einverleibt, welche in Flandern weitausgehogene Stellungen eingenommen hatte.

Wald nach seiner Ankunft nahm das badische Bataillon mit österreichischen Truppen an einem Vorpostengefecht bei Poperinghe teil. Es zeichnete sich dabei so aus, daß es in dem Tagesgefecht des Herzogs von York lobend erwähnt wurde; denn es hielt den Angriffen einer starken französischen Kolonne stand und wich erst nach mehrstündigem Gefecht, als die Munition verflohen war. In dem Kampf wurden in dem schwärzlichenen Dorfe Poperinghe wurden frische Patronen gefaßt, worauf Oberst von Freyheit sein Bataillon wieder vorführte, das Poperinghe mit härrender Hand nahm und die Franzosen zum Rückzug nötigte.

Für mehrere Monate bezog dann das Bataillon in den Tranchéen im Ypern Quartiere; hier kam es häufig zu Vorpostengefechten mit den Franzosen. Zeitweilig mußten die Badischen Grenadiere und Musketiere auch

den Festungsdiens in Ypern und Menin versehen. Im April 1794 eskoririerte das Bataillon französische Gefangen nach Köln, kehrte aber hierauf nach Dudenarde an der Schelde zurück.

Als im Sommer 1794 die französische Armee unter Pichegru vorrückte, zog sich die holländisch-englisch-hannoverische Armee gegen die untere Maas zurück. Das badische Bataillon wurde über Löwen nach Roermond an der mittleren Maas entlastet. Infolge der Auflösung der holländischen Armee und des Rückzuges der englisch-hannoverschen hinter die Saal, dann hinter den Veck und schließlich bis hinter die Ems rückte das badische Bataillon über den Rhein und erreichte über Kaiserswerth das Städtchen Galttern hinter der Lippe; nach einigem Aufenthalt datselbst gelangte es nach Duderburg bei Baderborn. Weitere Marsche führten die Badener nach Höxter an der Weser, wo sie mit heftigen Truppen diesen wichtigen Depot-Platz der verbündeten Armee zu besetzen hatten.

Als endlich die englische Armee über die Weser zurückging und sich in Guxhoven nach England einschiffte, marschierte das badische Bataillon auf Befehl des Markgrafen am 12. März 1795 von Höxter ab und traf über Kassel, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim am 4. Juni mit seinem beiden Geschützen wieder in der Garnison in Karlsruhe ein.

Das Bataillon hatte folgende Verluste zu beklagen: gefallen 7 Soldaten; verwundet 7 Unteroffiziere und 23 Soldaten; gefangen 1 Offizier, 14 Unteroffiziere und 80 Soldaten; im Lazarett gestorben 1 Offizier und 16 Soldaten.

Ein Kirchenbuch für das hochfürstliche Badische in Diensten S. Majestät des Königs von England Georg III. stehende löbliche Bataillon, welches unter Anführung des Herrn Obristen Freiherrn von Freyheit den 29. Oktober 1793 von Karlsruhe nach den Niederlanden amarschiert, geführt von dem evangelischen Feldprediger Jakob Friedrich K i n g, verzeichnet 9 Geschlechtsungen, 5 Geburten und 39 Sterbefälle der evangelischen und katholischen, zum Teil verheirateten Soldaten. Der katholische Feldprediger des Bataillons, Vater Conrad D i l l, Mitglied des Parikentenkonvents zu Rastatt, starb am dem Rückmarsch am 19. März 1795 zu Höxter im Baderbornischen im Alter von 52 Jahren. Das Militärkirchenbuch wird von dem Evangelischen Gemeindevorstand Karlsruhe aufbewahrt.

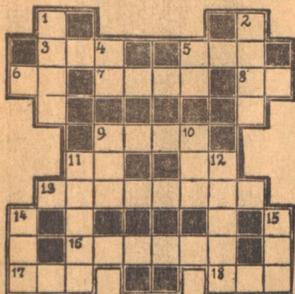
Köpfchen! Köpchen!

Silberrätsel
an — Bein — ha — in — fer — fet —
ma — mois — na — ni — rie — ro — ro —
se — se — ten — te — tee — ter — vien

- 1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.

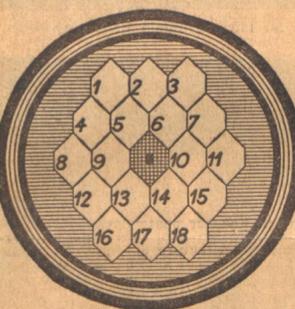
Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang eine wichtige Mitteilung des modernen Heeres (4 gilt als nur 1 Buchstabe).

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 8 angestaubte Bekleidung, 5 Stadt an der Donau, 6 Flächenmaß, 9 deutscher Strom, 8 Nahrungsmittel, 9 Traubensaft, 18 Stolz des Kampfliegers, 16 unbehaglicher Mensch, 17 Teil des Wagens, 18 bedrückender Zustand.

Die Wabe

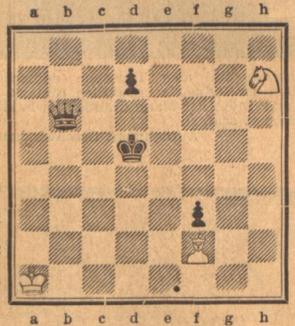


In die Wabe sind einzelne Buchstaben zu setzen, so daß die jeweils mit der Anfangsbuchstaben bezeichneten Wabenreihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

Waagerecht: 7 12 5 6 8 10 11 4 9
Senkrecht: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18

Schach

Bearbeitet von E. Bogoljubow, Tribera.
Aufgabe Nr. 9: C. Schellenberg.
Weiß: Kd1, Dd6, Pf2, Sg7 (4);
Schwarz: Kd5, Dd7, f3 (3).



Aufgabe Nr. 10 (für Fernende): Kf3, Tg5, Sc1, Sg4, Dg2 (5); Kd6, Dd5 (2). Matt in 3 Zügen!

Lösung der Aufgabe Nr. 7 (E. Bogoljubow):
1. Sg2 e6! (droht 2.Dd5+ und erzwingt damit den Durchbruch des Königs) 8. 7-16
2. Sg3-d6! nebst 3. Sc3-e4! Matt!

Ein gestohlener Sieg

Wenn Winston Churchill, Erster Seelord seiner britischen Majestät, sich auch in diesem Kriege immer wieder mit nie errichteten Siegen zu brüsten sucht, so hat er dafür eine, freilich nicht sehr rühmliche, Entschuldigung: er ist erblich belästigt! Sein eigener berühmter Urahn, John Churchill, Herzog von Marlborough, hat sich in dieser Hinsicht vor über zweihundert Jahren ein ähnliches Süßholz geleistet, das verdient, der Vergessenheit entziffen zu werden.

Das kleine schwäbische Dorf Seppach wurde am 12. Juni des Jahres 1704 unerwartet Zeuge eines historischen Ereignisses. Unter dem breitflügeligen, schattenspendenden Bienenbaum im Garten seines Dorfschulzen trafen nämlich um die Mittagsstunde die drei größten Feldherren des Jahrhunderts zum erstenmal zusammen: Prinz Eugen von Savoyen,



Marlborough.

der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Höchstkommandierende der englisch-niederländischen Rheinarmee, John Churchill, Herzog von Marlborough.
„Ich bin gekommen, den Befreier des Reiches zu begrüßen“, sagte der Markgraf artig und ließ den Briten im Herzen Deutschlands willkommen.

Geschmeichelt entgegen dem Marlborough: „Und ich bin gekommen, von Eurer Durchlaucht zu lernen, wie wir das Reich retten können.“ Es klang nicht ganz erst und erwiderte sich auch bald schon als leere Phrase. Denn als beschloß ward, dem Prinzen Eugen die Hut des Landes am Oberrhein zu übertragen, mit den übrigen Truppen aber gemeinsam gegen den Kurfürsten von Bayern zu ziehen, „der mit Frankreich gemeinsame Sache machte, erobert der Engländer sofort Ansporn auf den alleinigen Oberbefehl über die gesamten Armeen. „Wohlweislich meinten wir lieber darin abzuweichen“, meinte der Markgraf von Baden freundlich aber bestimmt. Schließlich war er nicht unsonst Reichsfeldmarschall und trug auch nicht von ungefähr den Ehrennamen des „Türkenlouis“. „Ich proponiere, daß an den Tagen mit geraden Datum Euer Herrlichkeit...“

John Churchill war bis dahin trotz aller äußeren Wechselfälle seines Lebens ein ausgesprochenes Glückskind gewesen. Als zweiter Sohn eines kleinen Gerichtsrats namens Winston Churchill geboren, verbandte er keine Karriere in erlicher Linie den Frauen. Zunächst seiner häßlichen und augenscheinlich recht unbedeutlichen Schwester Arabella, die die Geliebte des Herzogs von York war, das Prinzenliebchen vererbte dem ehrgeizigen Bruder eine Anstellung als Page am Hofe ihres Liebhabers und ließ ihn bald zum Offizier in dessen Leibregiment avancieren.

Die liebesbuntnurige Herzogin von Cleveland war die zweite Glimmerin des inzwischen zum Obersten und Gendarmenführer emporgeschrittenen jungen Mannes. Ein zeitgenössischer Schriftsteller nennt ihn ganz unverblümt „Graf Wüsthütchen“, dem alles nur so in den Schach fiel. Seinen schlauesten Streich aber lieferte er, als er die kluge Sara Jennings erhellte, die Jungendfreundin der Herzogin und späteren Königin Anna. Durch alle Intriguen der jahrzehntelangen Kämpfe zwischen den Häusern Danien und Hannover führte sein kluges Weib ihn bis zur Würde eines Herzogs von Marlborough empor und selbst einige Prozesse wegen Hochverrats und Vefesslichkeit vermachte ihm nichts anzuhängen. Jetzt hand er auf dem Gipfel seiner Macht, bereit, die Rolle des Schiedsrichters Europas zu spielen.

Das Heer, das er, auf die dringenden Vorstellungen der kaiserlichen Mäde hin endlich von den Niederlanden herab nach Süddeutschland, der Stätte des Entscheidungskampfes gegen Ludwig den Biersechsten und dessen Marfchälle, geführt hatte, bestand freilich nur zum geringsten Teil aus wirklichen Engländern. Knapp ein Fünftel des Heeres und noch nicht zehn Prozent der Reiterei stammten aus den Ländern der britischen Krone und auch hiervon war wiederum ein Teil aus Hannover gebürtig. Niederländer, Braunschweiger, Dänen, Hessen und andere Volkstämme mehr bildeten den Hauptteil der Marlboroughschen Armee, die nun langsam und bedächtlich sich gegen die Donau zu in-Bewegung setzte. Der nächste Gegner, der zuerst geschlagen werden mußte, war die bayerisch-französische Armee des Kurfürsten von Bayern, die südlich der Donau stand und mit 12.000 Mann den wichtigsten Brückenkopf von Donaunöthrich besetzt hielt. Hier kam es am 2. Juli zum Kampf.

Der bayerische Kurfürst hatte, aus Angst, die Feinde könnten in sein Gebiet einbrechen, bevor die ihm zugeflogene Verstärkung aus Frankreich eingetroffen wäre, seine Hauptmacht wie einen Steinwurf am Ufer der Donau aufgebaut und hielt die eigentliche Schlüsselfestung, den sogenannten Schellenberg, mit einem starken Aufgebot unter dem Grafen Arco besetzt. Als der Markgraf von Baden mit dem Blick des gewieften Feldherren die Lage überfah, beschloß er sofort, den Feind getrennt anzugreifen und einzeln zu vernichten. In einem genialen Umgebungsmanöver ließ er am 1. Juli, einem Tage also, an dem er den Oberbefehl über die vereinigten Armeen führte, die Truppen sich im Schutze des Gebirges an der Hauptmacht des Feindes vorbei und mit ihrer ganzen Stärke gegen die Armee Arco entwickeln. Bis in den Morgen des 2. Juli hinein dauerte dieser beschwerliche Marsch, dann sahen die Engländer, die auf dem linken Flügel und damit diesmal an der Spitze marschierten, den Schellenberg vor sich.

Wie Winston Churchills Urahn eine Siegesmeldung fälschte
Vorher noch die Truppen des Markgrafen sich aus dem Gebirge heraus entwickelt hatten, gab Marlborough, in dem ehrgeizigen Beistehen, den Sieg allein zu erringen, Befehl, den Angriff auf die Positionen des Schellenbergs zu beginnen.

Der französische Prinz von Vigne, also ein gewisser unparteiischer Beobachter, schreibt in seinen Erinnerungen über dieses Treffen u. a. folgendes: „Marlborough rückte demnach um zwei Uhr nachmittags mit ebenso großer Schnelligkeit wie Tapferkeit auf den Feind an und schlug sich zwei Stunden lang herum, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem Feind die Bagern, die sich mit ebenso großem Mut verteidigten, taten sogar, was selten zu geschehen pflegte, einen Anfall, der alles in Erlöschen setzte...“

„Jetzt griff der Prinz (der Markgraf von Baden also) die Schanzen des rechten Flügels an, zog das ganze Feuer auf sich, ließ seine Soldaten in den Graben springen, Granaten werfen und die Brühwehre ersteigen, erhielt dabei selbst einen Flintenstoß in den Fuß und gewann das Treffen...“

Soweit die Schlacht am Schellenberg bei Donaunöthrich, die den Verbündeten den Einmarsch nach Bayern ermöglichte und die entscheidende Vorbereitung zu der Vernichtungsschlacht von Höchstädt bildete, in der wenig später Eugen von Savoyen und Marlborough die letzte Armee des bayerischen Kurfürsten völlig aufrieben und den verräterischen Fürsten zur Unterwerfung zwangen. Was aber nun das Verhalten des Herzogs von Marlborough betrifft, so steht eindeutig fest, daß er in seinen Berichten nach London sowohl wie an den deutschen Kaiser in Wien sich allein die Ehre des Sieges zunahm und den Markgrafen von Baden lediglich unter den Weichen der — vernünftigen Generäle aufstellte. Sein Bericht an seinen Schwiegeronkel Lord Godolphin und dessen Vater, den Schatzkanzler, über die Schlacht ist eine einzige Fälschung. Der Name Donaunöthrich wurde bewußt unterschlagen und das Treffen nach dem kleinen Dorf, in dem Marl-

borough sein Hauptquartier hatte, Blenheim benannt. Sogar das Schloß in England, das ihm Königin Anna nach seiner ruhmreichen Heimkehr schenkte, nannte er Blenheim und die Münzen, die die wohlunterrichteten Holländer nach der Schlacht prägen ließen und die auf der einen Seite das Bild des wahren Siegers, des bayerischen Markgrafen, trugen und auf der Rückseite die Worte „Er schlug den Feind, trieb ihn zur Flucht, eroberte das Land“ — diese metallenen Zeugen der Wahrheit ließ John Churchill, Herzog von Marlborough, verbieten und einziehen.

Zeitlicher aber noch ist, das der schon erwähnte Lord Godolphin sich gegenüber seinem Kollegen Lord Halifax (die Namen sind immer wieder die gleichen in Englands Kriegstabellen!) bitter beklagte, „des Herzogs von Marlborough Sieg bei Blenheim werde nicht so, wie er es verdient, in Verrien wiedergegeben“. Und wirklich fand sich in einem gewissen Adhion ein müßiger Beobachter des geschlossenen Ruhmes, der für seinen schwülzigen Gimmus, „Schwanger mit Europas Schicksal“ den Ruhm Marlboroughs ins Unermeßliche steigerte und dafür wenig später zum Staatssekretär avancierte.

„Den Größten der Menschen“ nennt Miltier Addison in seinem Poem den ehrgeizigen Britenherzog. Er vergaß freilich darin zu erwähnen, wie dieser erfolgreiche Spröß des Geschlechts Churchill zu seinem Ruhm und seiner Stellung kam. Kein Geringerer als Johann Gottfried Herder aber hat in seiner „Aratea“ klar die Mittel aufgezeigt, die dem Herzog von Marlborough den Weg zum Ruhm bahnten: „... durch Geschenke, die er nach eigenen Eingekämbnissen vorm Parlament von den Viefertanten bei der Armee, selbst 2/3 Prozenten, die er dem ganzen Heer an seiner Führung abgab...“

Beitragliche Freifeldmilitär für einen Herzog von Marlborough, mindestens ebenso geistlich wie die Geisteskräfte mit dem geschlossenen Sieg von Donaunöthrich. Aber durchaus würdig eines Mannes aus dem Geschlecht Churchill... Fred Fees.

Ralph Arthur Roberts

Zum Tode des Komikers

Als vor wenigen Tagen die Nachricht von dem plötzlichen Tode — er hatte abends noch auf der Bühne gestanden — von Ralph Arthur Roberts bekannt wurde, wird sich mancher, der Roberts auf der Bühne nie zu sehen Gelegenheit hatte, der Filmrolle dieses feinsinnigen und eleganten Komikers erinnert haben in dem er einfach unerschrocken bleiben mußte. Es war dies sein Staatsanwalt von Fressow in Heinrich Sueris köstlichem „Maulkorb“. Die Rolle dieses exakten Juristen, der durch die Ironie des Schicksals sein eigener Richter werden muß, schied Ralph



Ralph Arthur Roberts als alter Schwerenöter in dem Filmschwank „Ehe in Dosen“ Aufn. MPSS.

Arthur Roberts geradezu auf den Leib geschrieben. Doch auch seines Trieb im verfilmten „Raub der Sabinerinnen“ erinnert man sich nur mit einem leichten Nadeln auf den Lippen. Wenn auch Roberts durch diese Filmstätigkeit, die er schon seit seiner Hamburger Zeit ziemlich regelmäßig betrieb, weiteren Kreisen des Publikums bekannt geworden ist, so nahm das Filmgeschäft nicht seine Hauptarbeit in Anspruch. In der Behrenstraße in Berlin liegt ein kleines Theater. Hier war Ralph Arthur Roberts zu Hause, hier spielte er zahllose komische Rollen in jenen unbeschwerteren, heiteren Gesellschaftsstücken und Lustspielen, die regelmäßig auf dem Spielplan dieses kleinen Theaters standen. Für Roberts war diese Intendantentätigkeit in gewissem Sinne die Erfüllung eines frühen Traumes. Denn als der aus der Nähe von Dresden stammende junge Mann nicht zum aktiven Militäre, wie es der Vater gerne gesehen hätte, sondern mit der Unterföhrung der Mutter zum Theater ging, schmeckte ihm eigentlich der damalige Generalintendant des Dresdener Hoftheaters Graf Seebach als Vorbild vor. Aber wie meistens im Theaterfach führte ihn seine Kaufbahn zunächst durch eine Reihe von Enttäuschungen, wenn er auch sehr früh seine eigene Note fand. In seinem ersten Engagement in Wiesbaden hatte er bereits das Glück, diese seine eigene Stärke zu entdecken, die auf dem Gebiet des Komischen und nicht des Charakterischen lag, wie er anfangs vermutet hatte. Als Komiker kam er nach Berlin ans Triantontheater, spielte er in Dresden und, als Paul v. Linders erfolgreicher Textdichter Volten-Bäckers in Berlin das Residenztheater übernahm, gehörte auch Roberts zu den Engagierten. Wegen der geringeren Polize wurde das Stück statt in Berlin in Hamburg gespielt und hier kam Ralph Arthur Roberts 1909 ans Thalia-Theater. Auch nach dem Weltkrieg, an dem Roberts als Offizier teilnahm, ging er zunächst wieder ans Thalia-Theater, wechselte dann zum Hamburger Schauspielhaus und kurz darauf nach Berlin an das Komödienhaus. Hier hat er auch ein Operette gespielt und man wird sich denken können, daß der Mann, von dem das populäre Lied „Auf der Reperbahn nachts um halbseins...“ bei den beschwingten Klängen einer leichten Musik nicht weniger flott seinen Mann fand wie als komischer Liebhaber oder eleganter Komiker auf der Sprechbühne. Und 1928 hat er sich mit dem Theater in der Behrenstraße in Berlin selbständig gemacht, eine Tätigkeit, die nur noch durch Gastspiele im Reich und durch Filmarbeit unterbrochen wurde. Hier spielte er jene Berke und Berckens der heiteren Muse, bei denen oft alles von einem einfallreichen, witzigen Spiel abhängt, jene Berke, bei denen Roberts, wie A. V. bei „Ehe in Dosen“ nicht selten der Witzenfasser war. Sie wurden durch Ralph Arthur Roberts und durch seine unübertreffliche Mimik jedesmal zu durchschlagenden Erfolgen, so daß Roberts zu den beliebtesten Komikern Berlins gehörte und sein kleines Theater in der Behrenstraße den Ruf einer Stätte froher und erfrischender Kunst hatte. Hdr.

Humor am Wochenende

Das große Wunder

Unsere Nachbarin hatte zum Geburtstag ein Kaninchen bekommen. Nun hatte in ihren Augen alle Freizeitsport ein Ende. Kaninchen sollen sich ja rapid vermehren und so hatte sie bereits heute schon jeden Tag ihren Hofen im Kochtopf.

Sollten wir ihr nicht die Freude machen? Wir tauchten in Nachbarstadt zwei Würfe junger Kaninchen, sechzehn Stück an der Zahl, und legten jeden Tag eines heimlich in den Stall. „Schaut her! Schaut her!“ „Was denn!“ „Sie hat schon wieder ein Junges bekommen!“

Wir lobten die gute Gähin. „Ein Wunder!“ „Und so fleißig, finden Sie nicht auch? Es fleißig!“ Eines Tages waren die Kaninchen alle. Was würde unsere Nachbarin sagen, wenn sie einmal kein Junges vorfand? Sie näherte sich dem Stall, schaute einmal, schaute zweimal, schon wollte sie den Mund zu einer mächtigen Strafpredigt öffnen, da erwiderte sie plötzlich einen Zettel unter dem Tier. „Ich kann nicht mehr. Der Hase“, stand darauf.



Sperrballons — von oben
„Hu, hu, hu! — ich will einen Ballon haben!“ I. K. Martin (Scherl-M.)



Der Pedant I. K. Martin (Scherl-M.)



Erlaubte Vornehmheit
Abendliche Ueberraschung vor dem Theater G. Kramer (Scherl-M.)

„Ein veraltetes Sprichwort: Eulen nach Athen tragen!“ „Wie würden Sie heute sagen?“ „Eulen nach London.“

Er wehnt!
Der Vater nahm sich den Jungen vor. „Du sollst doch nicht lügen! Wehnt du nicht, was aus einem Menschen wird, der immer lügt?“ „Doch, Vater.“ „Was?“ „Englischer Minister.“

Mißverstand
Otto kam schimpfend und schäumend aus der Oper. „Wie wieder! Ein Bluff! Eine Fressföhrung!“ „Wieso?“ „Ich wollte mir ein lustiges Stück ansehen.“ „Und?“ „Auf dem Programm stand Fidelio.“

Hasenmester und Osterfisch

Gerade in diesem Jahr wird man wieder mehr auf das alte Brauchtum zurückgreifen. Der W e l c h e a l e a. B. wird seinen Kollegen aus Schloßade wieder verdrängen. Dies ist das Rezept dafür: 250 g Mehl, 50 g Fett, 50 g Zucker, etwa 1/2 Liter entrahmte Milch, Salz, 25 g Sefe, 100 g Mehl zum Nachbacken. Man stellt einen einfachen Sefetig her und läßt ihn gut gehen. Auf dem Rührbrett knetet man dann das läbrige Mehl darunter, formt Salzen, gibt sie auf ein geölettes Blech und drückt an Stelle der Augen Rosinen ein. Mit Milch beträufeln und bei guter Mittelhitze backen.

Nun auch gleich zum Rezept für den Osterkarpfen: 500 g Mehl, 25 g Sefe, 70 g Zucker, Zitronensaft und abgeriebene Zitronenschale, 1 Ei, 125 g Sultanaen, etwa 1/4 Liter entrahmte Frischmilch, 50 g Margarine, Prise Salz. Man

stellt einen Sefetig her, den man erst auf gehen läßt, gibt dann die übrigen Zutaten darunter und knetet gut durch. Der Teig darf nicht zu weich sein. Von zwei Dritteln des Teiges läßt man einen vierkantigen Karpfen, den man auf ein geölettes Backblech ansetzt. Aus dem letzten Drittel läßt man einen kleineren Karpfen, den man auf die Mitte des großen Karpfens aufsetzt. Man bestreicht mit Milch und bäckt in guter Hitze, damit der Karpfen schön aufreht. Nach dem Backen bestreut man mit Butterzucker oder gibt eine geölete Zuckerlake darüber. Und haben Sie schon einmal schöne, altnormannische Meßel in lufthine Scherföhrchen verwendet? Man poliert die Meßel schön, setzt von Rosinen oder Korinthen Ähren ein und flecht von buntem Seidenpapier Öhren an. Die so entstandenen Haken markieren nun aber nicht ins Osterfest, sondern auf den frühlingstrogen Festtag, in dessen Mitte schon der Osterkarpfen prangt. Eva Meyer.



Zeichnungen: Sauppe.

Bilder der WOCHE

Frauen tagen wir nun



Deutsche Spuren in Feindesland

Dieser kleine See im französischen Kriegsgebiet hat sich im Sprengtrichter einer deutschen Granate gebildet. Hier kann der Franzose sehen, welche Sprache die deutsche Artillerie spricht. (Associated-Press-M.)



Arbeitsdienst zieht Drahtverhau am Westwall

Ununterbrochen wird an dem weiteren Ausbau des Westwalls und des Vorfelds gearbeitet. Hier entsteht in versumpftem Gelände ein Drahtverhau. (PK-Jäger-Scherl-M.)



Deutsche Soldaten sorgen für einen verwundeten Franzosen

Bei einem Spähtruppunternehmen wurde auch dieser verwundete Franzose von deutschen Soldaten gefangen genommen und in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Auf dem Marsch haben unsere Spähtruppmänner sich in vorbildlicher Weise um den verwundeten Gegner gekümmert. (PK-Borchert-Scherl-M.)



Bei unseren Soldaten: Ein junger Dirigent mit seinem Doppelquartett. (PK-Brenner-Presse-Hoffmann-M.)



Die Filmschauspielerin La Jana gestorben

Die gefeierte Tänzerin und Filmkünstlerin La Jana ist im Alter von dreißig Jahren an den Folgen einer schweren Lungenerkrankung gestorben. Seit ihrem ersten großen Filmerefolg in „Truxa“ war La Jana durch Filme wie „Das indische Grabmal“ und „Menschen vom Varietè“ den deutschen Kinobesuchern als eine der schönsten Frauen des deutschen Films bekannt. Ihr letzter Film, „Stern von Rio“, startet in diesen Tagen. (Tobis, M.)



Nazi dagger as souvenir

Andrew Whelan, of Seattle, showing the ivory and gold-wrought dagger of the Altmark's captain. "I got it when I rushed to his cabin to have a last look at him," he said.

Daily Sketch 19.2.40

Ein Bildokument britischen „Seemannsgeistes“

Ein englischer Matrose rühmt sich im „Daily Sketch“, den Dolch des Kapitäns der „Altmark“ aus dessen Kabine „mitgenommen“ zu haben! Er sagt selbst („Daily Herald“ 19. 2.): „Ich stieg über die Leichen von drei Deutschen und ging um einen britischen Offizier herum, der den Kapitän mit der Pistole in Schach hielt. Der Dolch lag auf dem Tisch, und ich nahm ihn...“ (Scherl-M.)



Das heißt: eigentlich rüden sie aus, jeden Morgen, von neuem. Die wohlbekannte Miße auf dem Kopf, die Arm-binde der Deutschen Reichspost über dem Mantelärmel angeheftet, die dicke Posttasche umgehängt, so sehen sie durch die morgentlichen Straßen der Stadt, so tragen sie die Nachmittagspost in die Häuser. „Guten Morgen! Frau Wäster, nen Feldpostbrief von ihrem Mann!“, und schon klingelt sie an der nächsten Tür. Der alte Müller bekommt einen sauren Gesichtsausdruck in die Hand gedrückt. „Sonst nichts?“ fragt der enttäuschte. Die Frau Briefträgerin lacht: „Na, Vater Müller, gestern hat der Junge doch erst geschrieben.“ Sie kennt ihre Leute schon genau, und wie oft bekommt sie dieses „Sonst nichts?“ zu hören. So treffen wir sie jeden Morgen, wie sie von Haus zu Haus geht, schon immer die Post für das nächste aus der Tasche suchend.

Die Straßenbahn freilicht um die Kurve zur gewohnten Zeit. Ich steige ein und frage: Ja, das ist doch... „Nein, doch“



Frau Straßenbahnschaffnerin versieht ihren Dienst nicht nur zuverlässig sondern auch stets mit einem Lächeln, das selbst diejenigen versöhnt, denen die Tram gerade vor der Nase wegfährt.

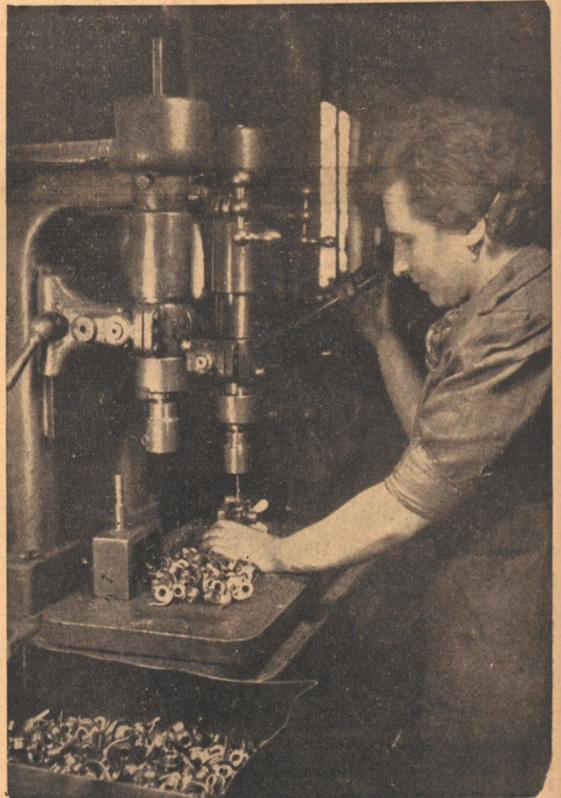
„Jemand angestiegen?“ tönt eine Frauenstimme durch den Wagen. Geschäftig kommt sie auf mich zu, die Schaffnerin, in der einen Hand den Notstift, die andere griffbereit am Fahrtscheintafel. Diesmal genügt ein Blick in die Monatskarte und in mein erschauertes Gesicht. „Jetzt fahr ich mal ein bißchen die Runde. Die Uniform von meinem Mann steht mir doch auch ganz gut, gell. Der braucht sie jetzt nimmer, der hat eine bessere gefunden, eine Braue“, fügt sie stolz hinzu. „Aber die Straßenbahn muß doch weiterfahren wie immer!“ Damit weißt sie lächelnd ins Wageninnere und das sitzt voller Arbeiter, die zum Wertplatz streben.

Komme ich zum Bahnhof und löse eine Karte, bedient mich eine junge Frau. Gehe ich durch die Sperre, steht da die Frau Kontrollentin, mit der Kneifzange bewaffnet, fahre ich im Mannheimer Bahnhof ein, tönt eine Frauenstimme durch die Lautsprecher der Halle: „Bitte einsteigen und Türen schließen!“ Ueberhaupt unsere Bahnhöfe, wer könnte sie sich vorstellen ohne all die Frauen mit den weißen Hauben und den Rotkreuzarmbänden mit der Aufschrift „Bahnhofsdienst“, diese Frauen, die mit Körben und Kannen an den Umlaufbahnen entlanglaufen und überall mit Lachen und Scherzen empfangen werden.

Und die Urlauber, was sagen die zu alle dem? Die einen, die Alten, kennen das schon vom letzten Mal her, sie nicken fumm und — Holz, und denken an die weiten Fabrikhallen, in denen Frauen an die Stelle der Männer traten, denken an ihre Acker, über die Frauen den Pflug führen. Und die anderen, die Jungen, die es zum ersten Mal sehen! Die schauen erst über die Frau, die da den schweren Autobus sicher durch den Großstadtverkehr lenkt, aber dann lachen sie froh und nehmen Siegeszuversicht wieder mit hinaus zu ihren Kameraden. Wissen sie doch nun, daß sie dort draußen den Kampf nicht allein zu tragen haben, auch in der Heimat steht eine starke Front. J. D.



Haben Sie heute etwas für mich, Fräulein Briefträgerin?



Und wieder stehen Tausende und aber Tausende deutsche Frauen in den Werkstätten der Industrie und füllen treu und brav ihren Arbeitsplatz aus, indes der Mann draußen im Felde mit seinem Leben die Heimat schützt.

Aufnahmen: Geschwindner



Oben: Die morgendliche wandlung des Jungesellen Rechts: Eigentlich wollte er seine Reklamation ja viel wuchtiger vorbringen, aber bei diesem Gegenüber... Zeichnungen: Hans Füssler-Bavaria

